

# Der Thuner Aufenthalt von Heinich [i.e. Heinrich] von Kleist

Autor(en): **F.V.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 42

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646189>

## **Nutzungsbedingungen**

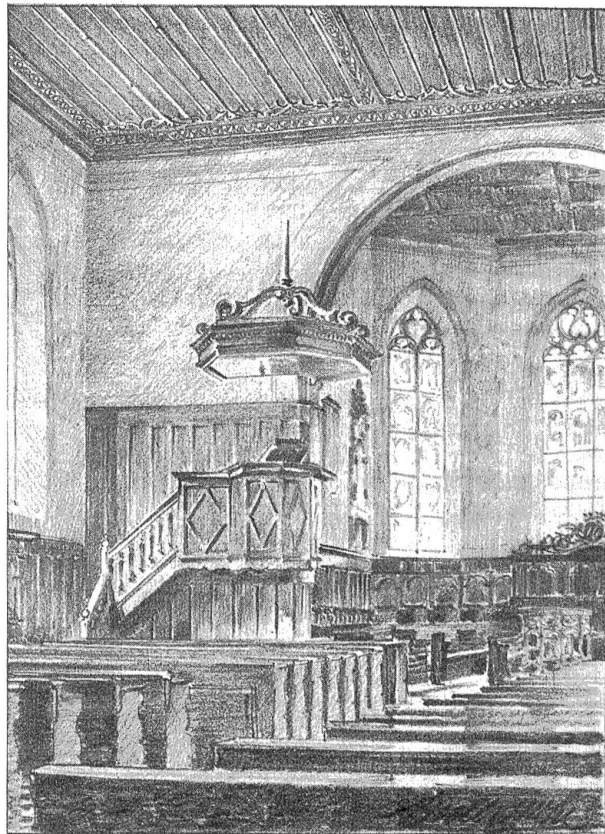
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

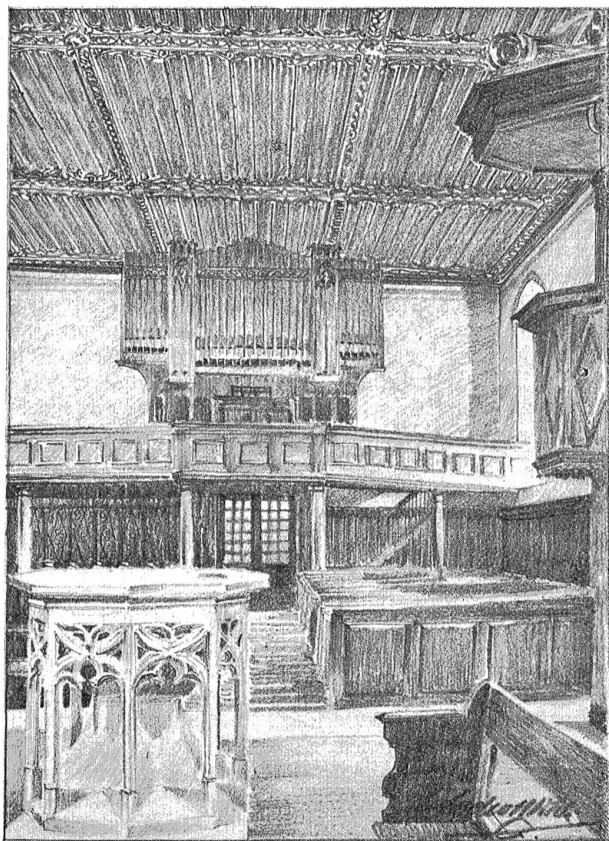
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zwar an einem Montag, wurde der erste Stein gelegt zu dieser Kirche in Jegenstorf durch Johannes Kamerer von Bern, Leutpriester der Kirchgemeinde. Er legte unter den ersten Stein im Fundament einen guten alten Bernerangster und auf denselben einen St. Vinzenz Blappart. Hans Häberling, damals Amtmann zu Jegenstorf, schenkte und legte einen dicken Blappart, die Kirchgemeinde eine Goldkrone, ebenso Benedikt von Baumgarten, sowie Benedikt Guggler von Zuzwil, die beiden Kirchmeier. Anwesend waren Meister Lienhart Hüpschi von Bern, Werkmeister meiner gnädigen Herren, auch Meister Peter von Basel, Werkmeister am St. Vinzenzenbau (Münster in Bern)". Der Vertrag mit dem Baumeister datiert von 1513 und regelte alles bis in die kleinsten Details, so daß er heute ein wertvolles kulturhistorisches Dokument ist. Meister Benedikt Franz wurde verhalten, die alte Kirche abzutragen, dann die neue auszuführen in einer für eine bernische Landkirche damals recht ungewohnten Größe. An die Baukosten wurden dem Baumeister zu Beginn 100 Mütt Dinkel und 700 Pfund gegeben, die andere Hälfte seines Guthabens für den Herbst 1514 fällig erklärt. Für das Weißen des Turmes wurden 16 Gulden erkannt.

Die Einweihung der Kirche erfolgte im Jahre 1515. Die bernische Obrigkeit hielt damals darauf, die neugebauten Kirchen mit hübschen Glasmalereien zu bedenken. Gewöhnlich waren es deren zwei. Die Jegenstorfer aber müssen die besondere Huld meiner gnädigen Herren zu Bern genossen haben, denn sie erhielten gleich ein ganzes Fenster, sechs Wappenscheiben. Sie schmücken heute das Mittelfenster des Chores. In der Säckelmeisterrechnung des Jahres 1515 findet sich folgende Eintragung: „Denne Hansen Sterren umb sechs große Stück Wappen mit etlichen Schiben zu fassen gan Jegenstorf 66 Pfund 19 Sch 4 d“, in heutigem Geldwert wohl an die 2000 Fr. Im Mittelstück der obersten Fensterreihe ist die Patronin der Kirche, die Jungfrau Maria, zur Rechten der heilige Vinzenz, der Patron des Standes Bern, zur Linken ein geharnischter Heiliger. Die drei unteren



Kirche in Jegenstorf. Blick auf Kanzel und Chor.



Kirche in Jegenstorf. Blick vom Chor mit Taufstein auf Orgelempore.

Scheiben tragen das Gepräge der staatlichen Stiftung, das große Reichsschild in der Mitte, das Standesbild von Bern zu beiden Seiten. Auch der Rat von Basel beschenkte die neue Kirche mit drei hübschen, übereinander eingesetzten Scheibenpaaren. Freiburg stiftete eine sehr schöne Wappenscheibe, wohl um sich als jüngstes Glied der Eidgenossenschaft in bernischen Landen Freunde zu werben. Weitere Stiftungen stammen von Solothurn, Biren, Thun, Unterseen, vom Cisterzienser Kloster Fraubrunnen, den Familien von Erlach, von Wattenwil etc. Sie alle leuchten trotz der Jahrhunderte in unverminderter Farbenpracht und geben dem Innern den hohen Wert. Im neuen Rahmen ist die Wirkung noch eine viel bessere.

Erwähnenswert ist noch die Tatsache, daß die Jegenstorfer Kirche eine besondere Anlage für die Schwerhörigen besitzt. Auf der Kanzel befindet sich ein Mikrophon mit den nötigen elektrischen Apparaten. An zwei langen Kirchenstühlen, einer auf der Männer-, der andere auf der Frauenseite, läßt sich der zierliche Hörer einstecken. Der Gehörleidende hat nun selber die Möglichkeit, auf vier verschiedene Verstärkungsgrade einzustellen, je nach der Schwere seiner Erkrankung. Die Anlage, von der akustischen Gesellschaft in Berlin montiert, funktioniert tadellos und gestattet den Schwerhörigen den ungestörten Genuß der Predigt. Fr. Vogt.

## Der Thuner Aufenthalt von Heinrich von Kleist.

Zum 150. Geburtstag des Dichters.

Heinrich von Kleist, dessen Geburtstag sich am 18. Oktober zum 150 Male jährt, gehört zu jenen unglücklichen Dichtern, die von der Mitwelt verkannt, von der Nachwelt aber voll und ganz anerkannt wurden. Sein Leben war ein wildbewegtes. Nirgends ließ er sich eigentlich sesshaft nieder. Ein unklares Streben und ein unftetes Wesen trie-

ben ihn hierhin und dorthin. Ueberall suchte er sein Glück, nirgends konnte er es finden. Seine Phantasie im gleichnamigen Drama läßt er die Worte sprechen:

„Das Neueste, was Menschenkräfte leisten,  
Hab' ich getan — Unmögliches versucht —  
Mein alles hab' ich an den Wurf gesetzt;  
Der Würfel, der entscheidet, liegt, er liegt:  
Begreifen muß ich's — und daß ich verlor“.

Wir können diesen Ausspruch auf des Dichters Streben und Handeln anwenden. Er verlor im Würfelspiel des Lebens.

Am 18. Oktober 1777 wurde Heinrich von Kleist in der alten Handelsstadt Frankfurt an der Oder geboren. Sein Vater, Joachim Friedrich von Kleist, war Kapitän des hochfürstlich Leopold von Braunschweig'schen Regiment. Heinrich war ein aufgeweckter Junge, nach dem Urteil des Hauslehrers ein Feuergeist und „zugleich der feinste, fleißigste und anspruchloseste Kopf der Welt“. 1792 wurde er Soldat, ohne indes Neigung zum Soldatenstande zu besitzen. Darum nahm er 1799 trotz dem elterlichen Verbot den Abschied, „aus Neigung zu den Wissenschaften, aus dem eifrigsten Bestreben zu einer Bildung, welche nach meiner Meinung in dem Militärstande nicht zu erlangen ist“. Aber die Kantische Philosophie wurde ihm nicht ein Halt, wie Schiller, sondern stürzte ihn in Verzweiflung.

Der Dichter begab sich auf Reisen. 1801 begleitete ihn seine Schwester Ulrike nach Paris. Aber er fühlte sich von dem Leben und Treiben abgestoßen. Seiner Braut schrieb er: „Ich habe noch etwas Vermögen, es wird hinreichen, mir etwa in der Schweiz einen Bauernhof zu kaufen, der mich ernähren kann. Ich sehne mich unaussprechlich nach Ruhe“. So wollte er, um mit seinen Worten zu reden, „dem ganzen prächtigen Bettel von Adel, Stand, Ehre und Reichthum entlagen“. Die Braut, Wilhelmine von Zenge, billigte den Entschluß nicht. Trotzdem entschloß sich Kleist zur Reise in die Schweiz. Im November 1801 verließ er Paris, begleitete zunächst seine Schwester Ulrike bis Frankfurt a. M., wanderte dann von hier mit dem Maler und Kupferstecher Lohse, der sich nach Italien begeben wollte, zu Fuß über Darmstadt, Heidelberg, Straßburg nach Basel. Am 16. Dezember 1801, einige Tage nach der Ankunft in Basel, schrieb er an Ulrike: „Ein unglückseliger Geist geht durch die Schweiz. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich suche und doch notwendiger bedarf, als das Leben!“

Von Basel reiste Kleist mit Lohse nach Bern weiter. Er suchte Heinrich Bschoffe auf, wohl einen alten Bekannten des Kleist'schen Hauses, da dieser einst in Frankfurt a. d. Oder gelehrt hatte. Bei Bschoffe traf er den Nationalbuchdrucker Heinrich Gefner, den zweiten Sohn des bekannten Zürcher Idyllendichters Salomon Gefner. Auch Wieland's ältester Sohn, der Schwager Heinrich Gefners, verkehrte in dem Kreise, hatte doch Gefner des Oberon-Dichters Tochter, Charlotte Wilhelmine Wieland, geheiratet. Gefner und Wieland hatten zwar lange nicht die dichterischen Fähigkeiten Bschoffes und Kleist's. Trotzdem vereinigte gemeinsames Streben die Männer zu einem anregenden Dichterbund. Kleist arbeitete an seinem Trauerspiel „Die Familie Schroffenstein“, das wahrscheinlich schon vorher begonnen war. In seiner „Selbstschau“ sagt Bschoffe, daß „im letzten Akt des Trauerspiels das allseitige Gelächter der Zuhörerschaft wie auch des Dichters so stürmisch und endlos wurde, daß bis zu seiner letzten Wordzue zu gelangen Unmöglichkeit wurde“. In Bern wurde, wenn auch nicht in der endgültigen Fassung, „Der zerbrochene Krug“ erdacht. Ein Kupferstich von Bschoffe «la cruche cassée» veranlaßte zu einem literarischen Wettbewerben. Bschoffe sollte eine Erzählung schreiben, Wieland eine Satire und Kleist ein Lustspiel. Kleist's „Zerbrochener Krug“ trug den Sieg davon. Er gehört heute noch zu den besten deutschen Lustspielen.

Seinen Plan, in der Schweiz einen Bauernhof zu kaufen, gab Kleist aber nicht auf. Er schrieb nach Hause: „Ich bin

nun einmal verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geschehen müssen. In der Bibel steht: arbeite, so wird es dir wohl gehen; — ich bilde mir ein, es sei wahr, und will es auf diese Gefahr hin wagen“. Ende Januar 1802 siedelte er nach Thun über. Am Hause, in welchem er wohnte, stand der Spruch:

„Ich komme, ich weiß nicht von wo,  
Ich bin, ich weiß nicht was,  
Ich fahre, ich weiß nicht wohin,  
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin“.

Auf des Dichters Stimmung war er wie zugeschnitten. In Gwatt bei Thun hatte er sich ein Gut angesehen, hätte es vielleicht auch gekauft, wenn Bschoffe ihm nicht im Hinblick auf neue Wirren abgeraten hätte. Nach Hause schrieb er: „Raum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir (Ulrike) von den Zürcher Unruhen schrieb, abgeschickt, so entstand sogar anderthalb Stunden von hier, im Simmental, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf sofort ein französischer General mit Truppen in Thun selbst einrückte“. Seine Braut Wilhelmine suchte er immer noch für seinen Plan, auf einem einsamen Bauernhof zu leben, zu gewinnen. Er schrieb ihr: „Alles ist vergessen, wenn Du Dich noch mit Fröhlichkeit und Heiterkeit entschließen kannst. . . Die Antwort auf diesen Brief soll entscheidend sein“. Herzlich und liebevoll mahnte ihn die Braut, doch nach Hause zurückzukehren. Ein volles Vierteljahr ließ Heinrich von Kleist sie auf Antwort warten. Am 10. April 1802 beschwerte sie sich bitter. Da gab ihr Kleist am 20. Mai 1802 den Abschied. Denn er träumte und dichtete vom Weibe die unbedingte Aufopferung.

Von Thun begab sich Kleist zu Bschoffe nach Bern, um diesen im März 1802 nach dem Aargau zu begleiten. Nach kurzer Zeit reiste er aber nach Thun zurück. In einem freundlichen Oberländer Chalet auf einer Marinsel, dem Delosea-Insel bei Scherzigen, fand er ein trautes Heim. Das Haus trägt eine Gedenktafel:

In diesem Hause wohnte und dichtete  
Heinrich Kleist  
1802 und 1803.

Der zweite Thuner Aufenthalt gehört zu den schönsten Zeiten in Kleist's Leben. Eifrig arbeitete er an dichterischen Entwüfen, so an dem „Robert Guiskard“, den verlorenen Trauerspielen „Peter, der Einsiedler“ und „Leopold von Desterreich“. Im Mai 1802 schrieb Kleist über sein Leben auf der stillen Marinsel an seine Schwester Ulrike: „Jetzt leb' ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine Viertelmeile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemietet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf dem See gefahren bin, wenn sie Neze einzieht oder auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirtschaft führt: ein freundlich liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufname, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf; sie pflanzt mir Blumen in den Garten, bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann essen wir zusammen. Sonntags zieht sie ihre schöne Schweizertracht an, ein Geschenk von mir, wir schiffen uns über, sie geht in die Kirche nach Thun, ich besteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich sagte dem Mädeli, sie solle sparen. Das Mädchen verstand aber das Wort nicht, ich war nicht imstande, ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim alten bleiben. Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme selten von der Insel, sehe niemanden, lese keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts,

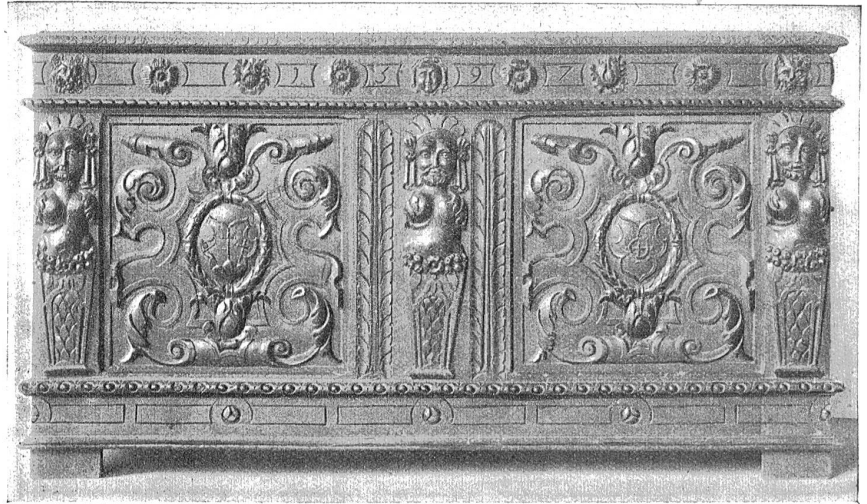
als mich selbst. Zuweilen doch kommen Gefner oder Bshofke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und schmeicheln mir. Kurz, ich habe keinen Wunsch als zu sterben, wenn mir drei Dinge gelungen sind: ein Kind, ein schön Gedicht und eine große Tat. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabeneres, als nur dieses, daß man es erhaben wegwerfen kann. Mit einem Worte, diese außerordentlichen Verhältnisse tun mir erstaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen so entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andere Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung. Du verstehst mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. — Gelingt es mir nicht, so bleibe ich in der Schweiz, und dann kommst Du zu mir . . .“

Ob zwischen Kleist und dem hübschen Mädels sich eine ernste Liebschaft entspann, wie verschiedentlich von Biographen vermutet oder bestimmt ausgesagt wurde, erscheint mehr als unwahrscheinlich. Die damals sehr engherzige Doffentlichkeit hätte das Zusammenleben dann sicher nicht gestattet.

Von der Schönheit der Gegend, die den Dichter mächtig ergriff, lesen wir im „Schrecken im Bade“:

„Wie schön die Nacht ist! Wie die Landschaft rings  
Im milden Schein des Mondes still erglänzt!  
Wie sich der Alpen Gipfel umgekehrt  
In den kristall'nen See darniedertauchen!  
Wie einsam hier der See den Felsen klatscht!  
Und wie die Ulme, hoch vom Felsen her,  
Sich niederbeugt, von Schlee umrankt und Flieder!“

Das Idyll fand aber ein rasches Ende. Im Juni 1802 erkrankte Kleist sehr schwer. Er mußte zur ärztlichen Behandlung nach Bern übersiedeln. Er stand in Pflege von Dr. Wytttenbach, Arzt und Apotheker, einem Freund von Bshofke. In ganz verzweifelter Stimmung bat er im August seinen Schwager Pannewitz um Geld. Da kam die getreue Ulrike und holte ihn heim. Im folgenden Jahre kam er aber für kurze Zeit nochmals nach Thun und schenkte dem lieblichen Mädels das einzige von Kleist erhaltene Bild, ein rührendes Zeichen der Anhänglichkeit und Dankbarkeit. Viele Jahre später hat sich eine frühere Freundin von Kleist, wahrscheinlich seine erste Braut Wilhelmine, das Bild von Mädels erbeten. So ist es erhalten geblieben.

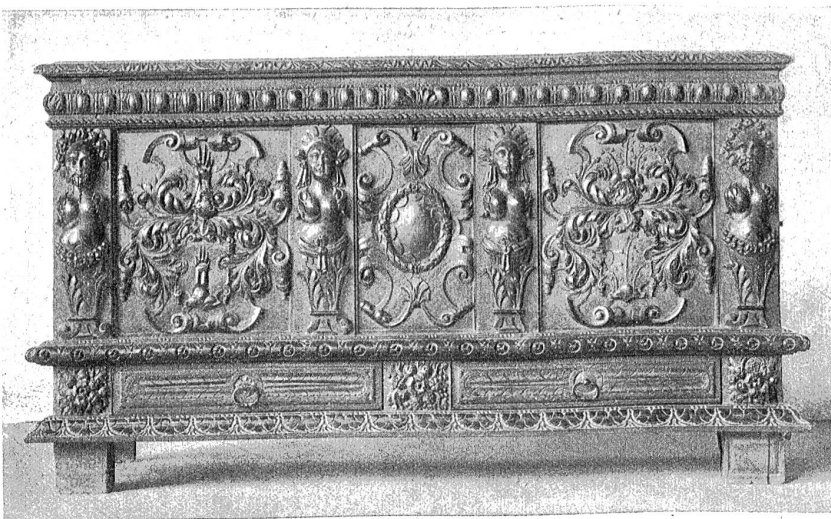


Truhe aus Bern, mit Wappen Michel und von Müllinen. Aus dem Jahre 1597. 3/7

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, das Lebensbild von Kleist weiter zu verfolgen. Glück brachten ihm auch die kommenden Lebensjahre kein dauerndes. Am 21. November 1811 nahm sich Heinrich v. Kleist, nachdem er vorher seine Freundin Henriette Vogel erschossen hatte, sich selbst das Leben. In seinem letzten Lied sang er:

„Und stärker rauscht der Sänger in die Saiten,  
Der Töne ganze Macht lockt er hervor;  
Er singt die Luft, für's Vaterland zu streiten,  
Und machtlos schlägt sein Ruf an jedes Ohr,  
Und wie er flatternd das Panier der Zeiten  
Sich näher pflanzen sieht von Tor zu Tor,  
Schließt er sein Lied; er wünscht mit ihm zu enden  
Und legt die Leier tranend aus den Händen.“

Eine feine Würdigung der Dichterpersonlichkeit gibt Wilhelm Scherer in seiner Literaturgeschichte: „Der Dichter leistete auf allen Gebieten Ausgezeichnetes. In seiner Sprache wohnt ein eigentümlicher Zauber, obwohl er die Elemente der deutschen Grammatik nicht sicher beherrscht. Er pflegt die Wirklichkeit mit allen zufälligen Umständen sehr kräftig aufzufassen und weit uns doch mit einem Schlag in eine poetische Welt zu versetzen . . . Er will nicht rühren, sondern mit voller tragischer Gewalt erschüttern. Er sorgt nur dafür, das Liebliche neben das Schreckliche zu stellen und so ein ästhetisches Gegengewicht zu schaffen.“ F. V.



Truhe aus Bern, mit dem Wappen Daxelhofer und Meyer. Aus dem Jahre 1591.

## Truhen aus dem Historischen Museum in Bern.

Von Dr. Walter Hugelschofer.

Die Truhe ist ein Möbel mit abgeschlossener Entwicklung. Das ist trotz aller gelegentlichen Versuche, sie wieder einzubürgern, unerkennbar. Die meisten von uns kennen sie nur noch aus den Bruchstücken unserer Museen. In ihrer Blütezeit entstanden Truhen, die zu den schönsten und glücklichsten Schoppungen alter Möbelschreinerei gehören, wie ja überhaupt die Truhe an sich ein wohlproportioniertes, räumlich wirkungsvolles Möbel ist. Als Form ist sie uralte. Es gab schon ägyptische, griechische, römische „Truhen“. Und die ersten Truhen unseres westlichen Kulturbereiches, wie sie sich in einigen verspäteten Exemplaren in Graubünden z. B. überliefert haben, gehen noch deutlich auf solche Vorbilder zu-